

Die Neue Welt

Nr. 50

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Die Brüder.

Erzählung von Hermann Sorn.

(Fortsetzung.)

Sieh her, das ist die sündige Welt mit ihren Versuchungen," Ludwig deutete auf das Bild, "und das ist," er ergriff das Kreuz und hielt es seinem Bruder hin, "die ernste Pflichtenfüllung, das ständige Streben nach dem Reich Gottes. Bruder, laß uns diesem nachthun und die sündige Sinnelust abthun, versprich mir, diese schlechte Kunst, die nur der Menschen Sinne kugelt, zu verachten."

"Ludwig, es ist doch schön," stammelte Max in seiner Verzweiflung; "ich kann doch nichts Anderes, und weiß nichts Anderes, und alle Welt, meine Lehrer, nennen es schön und gut."

"Und wenn alle Welt das Schlechte thut, das das Reich Gottes Verhöhnende, wird es deshalb gut, wird es nicht trotzdem die furchtbaren Folgen haben, die alles Böse hat?"

Max sank auf seinen Stuhl zurück und streckte in einer verzweifelnden Ermattung die Hände wie abwehrend aus.

"Wie fühlst Du Dich, Max," frug Ludwig, und es lag etwas heiß Beobachtendes in seinem Blick, "erkennst Du nun klar im Anblick dieser beiden Wege, welchen Du gehen mußt?"

Zum ersten Mal in seinem Leben gewahrte Max in seines Bruders Antlitz etwas wie zweifelnde Qual, gleichsam, als ob er schon einmal an diesen Wegen geschwankt, welcher zu gehen sei; und wie er die ganze Zeit in einem dumpfen Widerstand gegen eine unüberwindliche Gewalt sich befunden hatte, fühlte er durch diese Frage sich seinem Bruder näher gedrückt wie jemals, und es löste sich etwas in seinem Innern, daß er sprechen konnte.

"O, Ludwig," sagte er, "mir ist ein dumpfer Druck auf dem Kopf, wie, Kopfweh, und was Du sagst, thut mir weh, und ich war so glücklich!"

"Ja, ja," erwiderte Ludwig, und das erste Mal vergaß er seinen Stanzelton, und vielleicht das erste Mal in seinem Leben fühlte er menschlich und zeigte sein Inneres. "Das ist wohl so und muß so sein, das muß der Kampf der Lust mit dem Eblen, des Fleisches mit dem Geiste sein. Ich kenn' es wohl, es thut schier weh, aber es muß hinab, hinter, aus unserem Herzen müssen wir die Gelüste reißen, die uns von dem abhalten, was wir sollen."

Er trat dicht zu dem jungen Maler und sah ihn mit einem heißen, stammenden Blick an.

"Meinst Du, ich hätte nicht auch manchmal eine Sehnsucht nach dem Leben dieser Welt gehabt, ein heißes, heißes Gefühl, aber ich hab's hinab gedrückt in der Hoffnung auf ein höheres Glück, das es geben muß, eine höchste Lust, eine himmlische. Noch kenne ich sie nicht, Gott hat mich ihrer noch nicht gewürdigt, aber ich hoffe sie zu erlangen."

Max fühlte einen Muth seinem Bruder gegen-

über, wie er ihn noch nie gehabt hatte, und in einer innigen Leidenschaftlichkeit ergriff er ihn an den Schultern und blickte ihm in die Augen.

"Ludwig," sprach er, "ach, Du kennst diese Lust noch nicht, und ich will sie nicht kennen lernen, ich war ja so glücklich, ich will nichts Anderes sein. Ich will so weiter arbeiten wie jetzt, sonst nichts."

Einen Augenblick schimmerte etwas Seltsames in Ludwig's Augen, und er meinte, daß ein Gefühl sein Herz überschleiche, wie er es noch nie gekannt; aber im selben Augenblick fiel sein Blick von seines Bruders Antlitz, das die Hingabe an einen Wunsch ausdrückte, auf dessen Bild, und er drückte das Gefühl hinab und sagte mit weicher Stimme: "Trau' nicht Deinen Wünschen, Bruder, sie führen uns von der rechten Bahn ab. Die Sünde weiß wohl zum Schein glücklich zu machen, und mit süßer Stimme lockt sie uns..." da erschauerte er. War es ihm nicht jüst ebenso ergangen, hatte ihn nicht ein weiches Gefühl ablenken wollen von Dem, was er für recht hielt? Und mit heißer Stimme fuhr er fort — "aber das ist so alt, wie das Leben selbst. Bunte Bilder gaukelt sie den berauschten Sinnen vor, aus denen wir plötzlich erwachen, und das Hohngelächter der Hölle schlägt gellend an unser Ohr." Er riß seines Bruders Hände von seinen Schultern, und in hartem Tonfall fuhr seine Stimme fort: "Dürfen wir, was wir wollen? Nein, wir müssen thun, was wir sollen!"

Er nahm seines Bruders Bild und schleuderte es auf den Boden.

"Hier, zertritt die Schlange der Versuchung!" rief er außer sich.

"Ich kann nicht, ich kann nicht," stöhnte Max. Da trat Ludwig mit seinen schweren Stiefeln in den Rahmen, daß die Leinwand trachend in Fegen ging. "Auf Ehre und Gewissen frage ich Dich: Du kannst nicht? Und warum?"

Max schwieg bestürzt über die plötzliche Wandlung. "Soll ich Dir's sagen? Weil Dein Herz völlig den religiösen Sinn verloren hat, weil es überwuchert ist von wilden, süßigen Ranken der Sünde... Max, was ist das in Deinem Herzen?" Er deutete auf des Mädchens Bild, von dem noch der Kopf zu sehen war. "Du schweigst?!... Soll ich Dir's abermals sagen?... Das Sezirmesser werde ich einsetzen in Deine Brust, und es Deinen Willen zeigen, was an geheimen Wünschen und Begierden da drinnen zuat und wächst und wuchert. Du willst dies Mädchen Deinen niedrigen Begierden dienstbar machen!"

"Hör' auf," schrie Max, "ich habe nie daran gedacht!"

"Nein, gedacht magst Du noch nicht daran haben,

weil Du in Leichtsinne nie in Dich schaust, weil Du Dich vor der Wahrheit fürchtest!... Kannst Du die Wahrheit vertragen?"

Max hat'e sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt und stützte den Kopf in beide Hände. Ludwig bengte sich über ihn und flüsterte ihm Wort für Wort in's Ohr: "Kannst Du das Mädchen heimführen? Kannst Du? Nein, denn Du kannst Dich noch nicht ernähren! Hast Du je daran gedacht? Nein! Aber hast Du nicht ihre Sinne entlammt, hast Du nicht versucht, sie an Dich zu fesseln mit allen Mitteln?... Ja, das hast Du!... Antworte mir!"

Als er keine Antwort vernahm, hob er den Kopf seines Bruders auf.

Da gewahrte er, wie dessen Augen mit Thränen gefüllt waren, und als er ihn zwang, ihm in's Gesicht zu blicken, wandte er sich plötzlich ab, erhob sich, warf sich auf sein Bett, das an der Wand stand, und weinte herzbrechend.

Währenddessen ging Ludwig in seinem langen, schwarzen Rocke, die Hände auf dem Rücken, sinnend auf und ab. Nach einer Weile setzte er sich neben Max auf's Bett und berührte dessen Schulter.

"Max," begann Ludwig, "ermaune Dich! Wir müssen daran denken, was nun für die Zukunft zu thun ist. Komm!" Er hob ihn auf und setzte ihn aufrecht.

"Du mußt ein völlig anderes Leben beginnen, aber sei versichert, ich werde Dir beistehen... Vor allen Dingen wirst Du die Akademie nicht mehr besuchen."

Max neigte den Kopf, als wollte er sagen: "Nun ist ja doch Alles eins."

"Ich werde Alles mit Deinem Professor abmachen. Gelernt hast Du ja etwas und Talent hast Du auch, und was Dir etwa noch fehlt, das kannst Du einem frommen Manne abgucken, dessen Adresse ich erfahren habe, und der Kirchenbilder malt und restaurirt..."

Max lächelte bitter.

Nach einer Pau'e fuhr Ludwig fort: "Damit Du nicht Noth leiden mußt, denn es wird vielleicht länger dauern, bis Du verdienen kannst, werde ich hier eine Hilfsstelle bei einem Pfarrer annehmen, die ich wohl erhalten kann, und was ich verdiene, gehört Dir. Was das Mädchen anbelangt, so vertraue ich sie Deinem Gewissen an. Nur das Eine muß ich Dir sagen, daß jetzt jeder Schritt, den Du unternimmst, sie an Dich zu fesseln, nicht mehr als von Unwissenheit gelenkt zu verzeihen ist, sondern als absichtliche, abscheuliche Sünde genommen werden muß. Ich hoffe, Du weißt, was Dir nun zu thun obliegt. Und nun adieu, ich gehe zu Deinem Professor."

Mar hörte ihn an den Tisch gehen, dort etwas hinlegen, nach seinem Hute suchen, und dann ging die Thüre.

Als er mit verschwollenen, verweinten Augen aufsaß, stand auf dem Tisch das Kreuz und daneben ein schwarzes Gebetbuch in rothem Schnitt. Sein Bild lag zerfetzt am Boden.

Da starrte er wieder vor sich hin auf den Fußboden: Wie war das nur Alles möglich, wie war das möglich!

Eine ganze Weile saß er so vor sich hinblickend da, bis er sich müde und hungrig fühlte.

Er erhob sich, ging an dem Gebetbuch mit einer geheimen Angst vorüber und lenkte seine Schritte, wie gewöhnlich, zum Kosthause der Frau Urban.

An dem Spätnachmittage war noch kein Mensch da, und Marie saß wieder allein und strickte. Sie sah ihn bei seinem Kommen sehr fremdlich an und fragte ihn, warum er heute Mittag nicht dagewesen sei, und brachte ihm das Essen.

Wie er denn so in seinem Winkel saß und sich vorstellte, daß nun Alles, Alles sich wenden sollte, daß er nie mehr zu ihr kommen dürfe, da kamen ihm die heißen Thränen gestürzt, und als sie zu ihm trat, schluckte er am Schluchzen.

„Herr Breitenbach!“ rief sie, und wie der Wind saß sie neben ihm, umfaßte ihn und sah ihm in die Augen.

„Was haben Sie, Herr Breitenbach? Ich hab's Ihnen vorhin schon angesehen!“

Da konnte er sich nicht mehr halten und mußte schluchzen. „Jetzt ist Alles, Alles aus,“ sagte er, „und das Bild ist zerrissen!“

Sie sah ihn zärtlich an.

„Sie,“ begann sie und „... o, Du guter, guter Mensch,“ vollendete sie. Dann holte sie sich seinen Kopf mit beiden Händen und gab ihm einen innigen Kuss.

„Nein, nein,“ stöhnte er da hervor, „ich kann nicht, ich kann Dich nicht lassen. O, ich hab' Dich so gern. Und Du mich auch, gelt?“

Da lächelte sie schelmisch, nahm seinen Kopf in den einen Arm und streichelte ihm mit der anderen Hand die Locken fort, die ihm vor in's Gesicht fielen.

„Wer sollt' Dich nicht gern haben, Du lieb's, bunn's Bäckli,“ sagte sie, „wo Du so nett bist, so hübsche Augen und schöne Haare hast, und so gut bist, so gut und unverdorben.“

„Liebes, liebes Schagerl,“ sagte sie nach einer Weile wieder, und sie küßte ihn lange; und er umarmte sie heftig dabei und sagte: „Nein, nein!“ Das verstand sie aber nicht. —

Als Mar von Marie wegging, da war er wieder ganz ruhig und glücklich, und da er sehr müde war, ging er nach Hause und schlief tief und fest.

Nachdem er am anderen Morgen aufgewacht war, war er in einer herrlichen Stimmung. Er lag langgestreckt im Bette und guckte glücklich an die Decke hinauf. Wie ist mir nur, dachte er? Nun ist das geschehen, und ich befürchte mich doch so wohl dabei! Und gestern? Er hätte fast gelacht. Das war wie das Grauen des Morgens, das der Tag verschleucht. Ach, Marie! Von ihr lassen, das konnte er nicht, er hatte sie zu lieb und es machte ihn so glücklich!

Jetzt fiel ihm auch die Unterredung mit seinem Bruder ein. Warum sollte er eigentlich nicht Kirchenbilder malen? Warum nicht? ... Im Grunde genommen war das wunderbar schön. Wie er sich's überlegte, da sah er auch schon eine Maria vor seinem geistigen Auge auftauchen, die hatte Züge wie seine Marie und blickte so mittheilig, so unendlich mittheilig und tröstend.

Er mußte lachen. Warum sollte er in aller Welt kein Kirchenmaler werden? Mit Vergnügen, vielleicht war das sein eigentlicher Beruf!

„Hurrah!“ schrie er in einer tollen Laune, und schlug die Bettdecke zurück. Dann stand er auf und sang vor sich hin. Darüber erschrak er plötzlich. Aber er war doch fröhlich und meinte sich plötzlich mit seinem Bruder eins zu wissen. Und, dachte er sich, wenn ich so schön Heiligenbilder male, dann darf ich die Marie auch lieben. „Marie, ach, sie war doch die Marie!“

So weit war er, da klopfte es, und sein Bruder trat ein. Er erschrak, da es schon hoch am Vormittag und er noch nicht angekleidet war.

Ludwig machte ein ernstes, schier gemältes Gesicht. „Bei Deinem Professor hat es einen schweren Kampf gekostet, er hätte mich fast zur Thür hinausgeworfen.“

„Ah,“ machte Mar, in seiner freudigen Stimmung alle Angst vor seinem Bruder vergessend.

Der Ältere warf ihm einen kalten, ernst fragenden Blick zu, daß er doch wieder erschrak. „Auch bei dem Pfarrer war ich. Es ist mir schwer gefallen, und es wird einen schweren Stand dort geben. Mehr wie genug erstaunte Blicke trafen mich, die da zu sprechen schienen: Willst Du die Lustbarkeiten der großen Stadt kennen lernen? Man mißversteht mich! Ich gebe viel auf um Dich, Mar!“

„Ich weiß es,“ sagte Mar in seiner weichen Stimmung, „und ich danke Dir dafür.“

Ludwig warf ihm einen freudigen Blick zu, aber schon kalt erwiderte er: „Gott hat Dir Einsicht gegeben. Ich danke ihm, daß er mir hierin mein Werk erleichtert.“

Jetzt wurde Mar wieder kleinlaut, und die Bangigkeit, die ihn immer in der Gegenwart seines Bruders befallen hatte, kam ihm wieder mit aller Gewalt, und als der anfing: „Ich habe schon einen Plan,“ da begann er ängstlich in seinem Zimmer umherzulaufen.

„Nur einen Augenblick,“ sagte er, „bis ich mich angezogen habe.“

„Du bist ein leichtsinniger Mensch,“ erwiderte Ludwig ernst, und verfolgte seines Bruders hastige Bewegungen.

Nach einer Weile saßen sie dann wieder nebeneinander, just wie in den Zeiten, da Ludwig eifrig darauf bedacht gewesen war, daß sein Bruder die verhassten lateinischen Regeln und mathematischen Lehrränge in seinen Kopf pante, und wie damals hatte Mar jetzt wieder, ohne die Kraft zu haben, sich zu wehren, das Gefühl, daß seiner Natur grausamer Zwang angethan ward.

VI.

„Lieber Bruder,“ begann Ludwig, „ich habe über Dich, und wie Du zu malen hast, nachgedacht.“

Mar horchte wie als Kind, wenn er nach fremdem Eigensinn etwas sich zu eigen hatte machen sollen, ängstlich auf. Was mochte wohl kommen?

„Wenn Du ein Bild malen sollst, das irgend einen Vorgang aus der Geschichte der Heiligen oder der Bibel zum Vorwurf hat, so mußt Du all' das gefühlt und gesehen haben, was jene tiefinnig erhabenen Geister gelitten und genossen haben. Du mußt das Blut gesehen haben, das den klatschenden Geißelhieben entquoll, mit denen sie die Lust erlödeten, Du mußt die bösen Geister ahnen, die ihnen nahe waren, und das Entzücken mußt Du fühlen, das sie durchbebt, als nach der Errettung der Sinne Gott selbst ihnen nahe war. All' das mußt Du gefühlt haben.“

Er knirschte die letzten Worte zwischen den fast geschlossenen Zähnen hervor, und wiewohl es Mar innerlich vor dem Inhalte dieser Worte schauderte, ward seine Phantasie doch rege dadurch, und er verfolgte seines Bruders Worte und Geberden mit erhöhter Aufmerksamkeit.

„Weil Du nun selbst an Dir empfinden mußt, wie gräßlich die Neue über begangene Fehler ist, so rathe ich Dir, male einen blühenden Heiligen. Welchen Du Dir wählen willst, das sei Dir überlassen, nur wähle kein Weib, in deiner jetzigen Verfassung würde es nur Deine Sinne aufregen und das ist nicht gut!“

Ludwig sprach von Dingen, die Mar bisher nicht gekannt hatte.

„Daß Du aber mit dem Pinsel der Wahrheit malen kannst, mußt Du in Deines Inneren Tiefen gehen. Die mußt Du nach dem Besten durchsuchen, denn nur das Beste ist des Herrn würdig, zu dessen Ruhm und Ehre Du schaffen sollst. Deines Inneren Tiefen aber will ich Dich lehren kennen zu lernen, und Dir zeigen, was das Gute und das Böse ist, was Gott gefällt und nicht gefällt, denn ich habe mir geschworen, über Dir zu wachen. ... Doch Du bist leichten Sinnes, Mar, und ich kann nicht ganz

allein die Verantwortung für Dich übernehmen; Du mußt auch ein Theil davon tragen.“

Er nahm Mar mit ruhiger, fester Bestimmtheit an der Hand, und zagen folgte ihm das große Kind bis zu dem Tische, wo sein Bruder mit ihm vor dem Kreuzifix niederkniete.

Und der gute, weiche Naturmensch kniete vor dem Kreuze und sprach graufend die Worte nach, die ihn unter Anrufung der schrecklichsten Selbstverurtheilungen verpflichteten, seine eigene Natur zu verleugnen, seine richtigen Gefühle als Sünde zu betrachten, das Mädchen nicht mehr zu lieben, sowie seine Kunst, wie er sie liebte und aufgefaßt hatte, aufzugeben.

Als der unreife Jüngling mit flackernden Augen aufstand, da war eine Verwirrung in seinem Seelenleben angebahnt, die wieder zur Klarheit zu bringen, es einer starken, einsichtigen Hand bedurfte hätte, die ihm fehlte.

„Ich lasse Dich jetzt mit Deinen Gedanken allein,“ begann Ludwig, als auch er aufgestanden war, „und da,“ er nahm das schwarze und rothe Buch vom Tische, „möge Dein Geist sich Erkenntniß holen. ...“

Eine dumpfe Spannung war über Mar gekommen, als ihn sein Bruder allein gelassen hatte, daß er am liebsten die Augen geschlossen hätte, um Alles in einem Träume zu vergessen. Seine Gedanken jedoch waren stumpf und kamen nicht vorwärts. Es war vor ihm gesetzt wie eine erdrückende Atmosphäre, und ein heißer Trieb, sich Luft zu machen, überkam ihn.

Da fielen seine Augen auf das Buch, das sein Bruder ihm vorhin in die Hand gedrückt hatte, und da die Stumpfheit seines Geistes nach Beschäftigung lechzte, die sie erlöste, begann er darin zu lesen. ... Es hielt ihn mit dämonischer Gier fest, was er da las, und ließ ihn zu keiner Bestimmung kommen. Da war die Sünde genau gebiertelt, geachtet und gehunert. Da war die Sünde des Stusses in große und kleine Theile getheilt, da bauschte sie sich auf bis zur unkeuschen Berührung und immer weiter. Ihn faßte es mit ungeheneren Vorstellungen, die sich jagten, wie die Gier, mit der er die Buchstaben las, daß sie an ihm vorbeizutanzten schienen.

Stundenlang las er, bis er sich mit Gewalt aufraffte und auf die Straße lief.

Als er nach einer Weile aufsaß, fand er sich vor seiner Pension. „Du darfst nicht mehr hinauf zu ihr,“ raunte er sich zu, „und Du mußt essen,“ war eine andere Stimme da.

Und dann war er oben. Wieder war eine Zeit, wo noch keine Gäste da waren.

„Ein Glück,“ raunte die eine Stimme, „ein Unglück,“ die andere.

„Mar,“ rief Marie, die ihn erwartet zu haben schien, freudig aus und lief auf ihn zu.

„Marie,“ rief er, und dann schob er sie zurück und sah sie mit einem schenen Blicke an.

„Geh'n S' zu,“ sagte sie, „was hab'n S' denn?“

„Ich? ... Nichts!“

Sie trat dichter an ihn heran und schmiegte sich an ihn.

„Mein Mar!,“ wollte sie sagen, da wich er wieder zurück.

„Nicht,“ sagte er heiser, „nicht“; und wie sie sich von ihm wandte, da warf er ihr wieder einen heißen, stehenden Blick zu, daß das einfache Mädchen sich nicht ein noch aus wußte.

Er aß und starrte dann vor sich hin.

Er hätte weinen mögen, das Gefühl hatte er, doch die trockenen Höhlen der Augen gaben keine Thränen von sich.

„Das ist die Sünde,“ raunte er sich zu, „die Sünde!“

Ihre weiche, elastische Gestalt, die bald hier bald da sich etwas zu schaffen machte, um die Ruhe zu verbergen, die ihr innewohnte, that ihm weh in ihrer Annuth, die nicht mehr für ihn da sein durfte.

O, sie war so schön, so wunderbar schön!

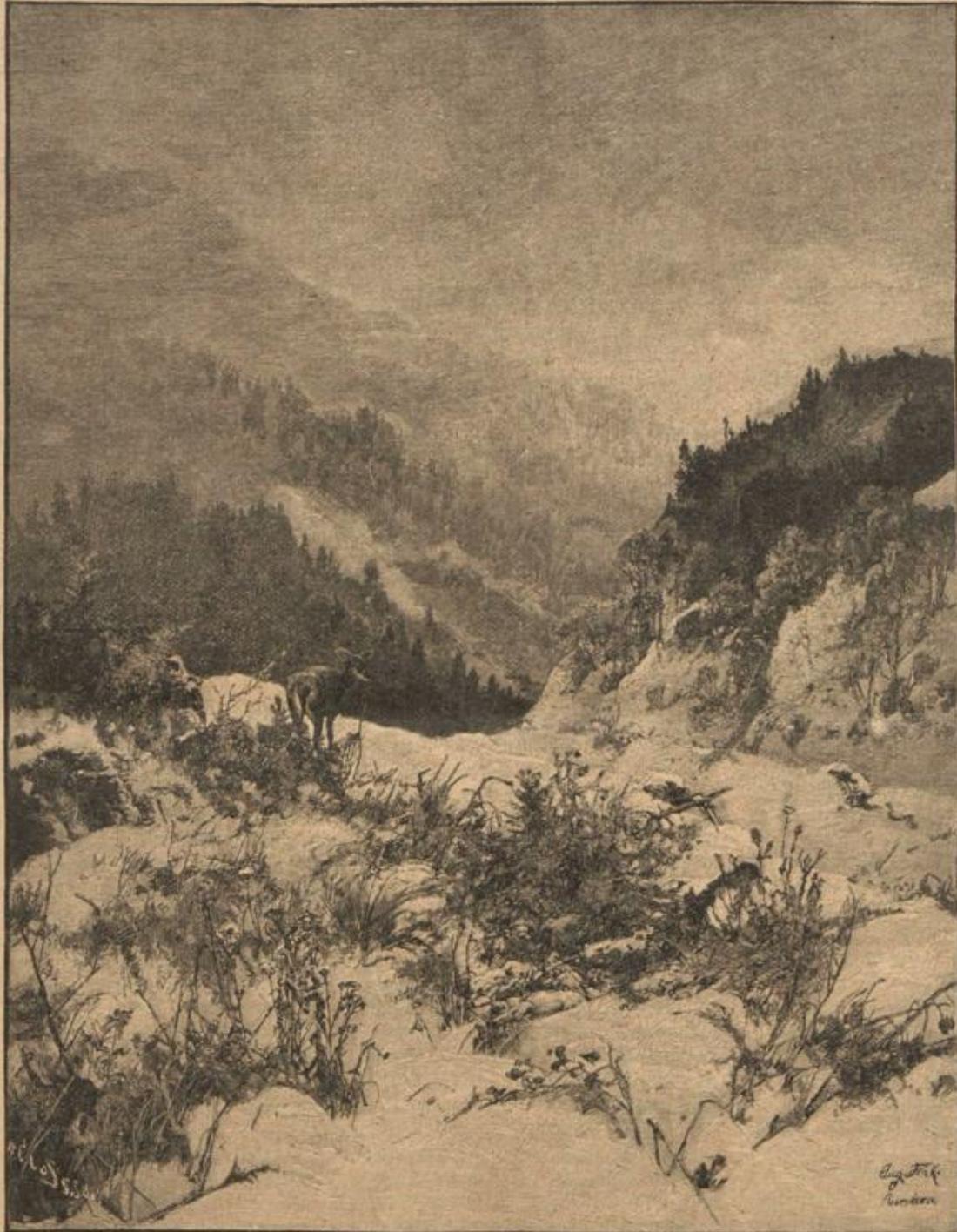
Er knirschte vor sich hin und legte das Haupt auf den Tisch. Als das Mädchen sich wieder neben ihn setzte und ihm mit dem Finger auf den Kopf tippte, daß er ihn aufheben mußte, da blickten seine Augen glasig und sein Mund murmelte mechanisch: „Nein, nein.“

in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Feldfrüchte zu dem Dünger, mit dem das Feld gedüngt wurde. Es giebt allerdings unter den künstlichen Farbstoffen verschiedene sehr lichtempfindliche, ebenso aber unter den Farben des Thier- und Pflanzenreiches. Andererseits giebt es unter den Farben aller drei Herkunftsorten sehr beständige. Nach sehr langer Einwirkung des direkten Sonnenlichtes verändern sich schließlich alle Farben etwas. Wenn man auf die alten Webstoffe hinweist, z. B. die Gobelins, mit ihren dauerhaften Farben, so sind diese gerade ein Beweis der Vergänglichkeit auch der gerühmten alten Farben. Wer die kunstvollen Gobelins in der Nostunde der Dresdener Gemäldegalerie gesehen hat, kann sich der Bemerkung nicht verschließen, daß auch die Farben dieser Arbeiten trotz aller Fürsorge zum Theil sehr verhaspelt sind. Die Wahrheit ist, daß es unter den natürlichen wie unter den künstlichen Farbstoffen mehr oder weniger beständige giebt.

Die Optik sagt uns, daß jeder Gegenstand uns nur deshalb gefärbt erscheint, weil er nicht alle ihn treffenden Lichtstrahlen wieder von sich giebt, sondern sie mehr oder weniger vollständig inwandelt. Das Licht besteht in Schwingungen des Aethers in der Größe von 760 bis 393 Milliontel Millimeter. Treffen die Aetherschwingungen auf einen Körper und werden von diesem vollständig zurückgeworfen oder durchgelassen, so erscheint uns der Körper weiß oder farblos. Körper, die gar keine Lichtschwingungen zurückwerfen, erscheinen uns schwarz, solche, die die Lichtstrahlen theilweise zurückwerfen, erscheinen uns gefärbt, und zwar um so reiner, je reiner nur ein einzelnes Strahlenbündel zurückgeworfen wird. Am reinsten sehen wir die verschiedenen Strahlenbündel einzeln nebeneinander im Spektrum. Bei Gegenständen in der Natur finden wir sie nur selten so rein; häufiger noch bei den künstlichen Farben. Das Rosenroth des Rhodamins ist unbestritten schöner als das der schönsten Rose. Dasselbe gilt vom Krystallviolett und Malachitgrün. Nur in den Scheinfarben mancher Schmetterlingsflügel und Kolibrisebern kann die Natur Ähnliches zeigen. Fragen wir uns, was geschieht mit den Lichtschwingungen, die nicht zurückgeworfen werden, so antwortet die Wissenschaft: Diese Schwingungen werden entweder in größere als 760 Milliontel Millimeter verwandelt oder in kleinere als 393 Milliontel Millimeter. Im ersten Fall werden aus den Lichtstrahlen Wärmestrahlen. Davon können wir uns leicht überzeugen.

Werden zwei Steine gleichmäßig von der Sonne beschienen, von denen einer weiß, der andere schwarz ist, so fühlt sich bald der schwärzere wärmer an.

Werden die Aetherschwingungen kürzer als 393 Milliontel Millimeter, so verwandeln sie sich in chemische Energie. Diese erstreckt ihre Wirkung entweder auf den gefärbten Stoff, oder auf die Beize, oder auf sich selbst. Seide, die mit Erythrosin (ein rother Theerfarbstoff) unter Mithilfe von Zinn- salz gefärbt ist, wird leicht brüchig. Zinnialz an sich macht Seide nicht brüchig; aber in Verbindung mit Erythrosin wird es von diesem veranlaßt, die Struktur der Seide anzugreifen. Hier erstreckt sich also die chemische Energie auf das Gewebe. Die



Wintermorgen im Hochgebirge. Nach einem Gemälde von August Fink.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

durch Lichtschwingungen hervorgerufene chemische Energie kann man durch eine entgegengesetzt wirkende chemische Energie aufheben. Ab. Scheurer hat gefunden, daß der Zusatz von Kupfer-salzen die Lichtechtheit vieler Farben erhöht. Dies ist nur so zu erklären, daß sich die chemische Energie des Farbstoffes auf die leicht zu reduzierenden Kupfer- (Cupri-) salze wirkt, wodurch sowohl die Faser, wie der eigentliche Farbstoff intakt bleiben. Das gebildete Kupferoxydulsalz setzt sich dann durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft wieder in den früheren Stand und kann immer wieder von Neuem seine Schutzrolle übernehmen. Bei vielen Farbstoffen erstreckt sich die Wirkung der von ihnen hervorgerufenen chemischen Energie nicht auf die Faser und auch nicht auf die Beize, sondern auf sich selbst. (Schluß folgt.)

Die Taiping-Revolution.

Von A. Demmer.

Es ist wenig bekannt, daß die Grundlage der Gesellschaftsordnung in China noch heute in weitgehendem Maße die Gentilverfassung und ein gut Theil urwüchsigter Kommunismus ist. In ganz China giebt es nicht mehr als einige vierhundert Familien-Namen, denen ebenso viele Clans oder Stämme entsprechen. Die Angehörigen eines solchen Clans gelten für Abkömmlinge eines gemeinsamen Stammvaters und sind durch enge Bande aneinander geknüpft, wie sie denn noch heute vielfach alle zusammen in einem Distrikt vorkommen. Die Heirath innerhalb desselben Clans ist verboten. Fehden zwischen verschiedenen Stämmen sind häufig. Jeder Stamm besitzt eine Allende, das sogenannte Urväterland, welches gemeinsames Eigenthum ist. Seinen eigentlichen Sitz aber hat der Kommunismus in der weitverbreiteten Hausgenossenschaft, die monchmal ganze Dörfer umfaßt. Ueber diesen sich selbst genügenden Störpfern, die auch die niedere Gerichtsbarkeit und das niedere Schulwesen betreiben, erhebt sich nun die Staatsorganisation. Wie diese ihren Aufgabengeniß, braucht heute kaum noch gesagt zu werden: sie ist im letzten Grunde nicht viel mehr, als eine Ausbeutungsmaschine im Dienste der Mandchus, die 1644 China erobert haben, und verwaltet durch ihre überbesessenen Mandarinen. In dem ersten Opiumkrieg mit England (1840—42), von dem eines der schwachvollsten Blätter der englischen Geschichte handelt, hatte sich zum ersten Male herausgestellt, daß die bisher in China unüberwindlich geglaubten Mandchus gegen die „rothborstigen Barbaren“ aus dem Westen nichts ausrichten konnten. Wie es nach jenem Krieg in China aussah, davon möge folgende Stelle aus einer chinesischen Flugschrift, die damals in Kanton erschien, einigen Begriff geben: „Da die Beamten unterdrücken, betrügen und rauben, so bleibt den armen Einwohnern nichts übrig, als sich ebenfalls durch Trug und Raub zu helfen. Die öffentliche Sicherheit wird theils durch die Polizei selbst gefährdet, theils läßt sie Dinge geschehen, die in Wahrheit furchtbar sind. Die Leute werden aus ihren Häusern entführt und nur für große Summen wieder losgelassen. Räuber, als Mandarinen verkleidet, ziehen in Booten auf und ab und erheben unbesagt Steuern. Andere treiben sich im Land umher, wo ihnen die Banern Abgaben entrichten, damit sie ihrer Ernte, ihres Besitztums

und Lebens sicher sind. In den Städten legen Banditen Feuer, schleichen dann herbei und tragen Alles davon, unter dem Vorwand zu retten und zu helfen. Dies ist der Hauptgrund der vielen Feuersbrünste. Die höheren Beamten, die aus der Ferne kommen, haben keine Kenntniß der vielen Mundarten im Reiche, sie sind auf die niedersten Stellen, auf ihre Diener und Dolmetscher angewiesen. Diese nehmen Bestechungen, überlegen falsch und erfinden tausenderlei Mittel und Wege, um Geld zu erpressen. Die Einknehmer sehen einerseits die Abgaben zu hoch an, andererseits verschweigen sie gewisse steuerbare Erzeugnisse, streichen hier selbst die Ertragnisse ein und betrügen den Staat. Die Kaufleute, welche den Thee nach Shanghai bringen, zahlen an ihre Mandarinen jährlich wenigstens 20 000 Tael. Solche

Seit der Krieg mit England den Chinesen gezeigt hatte, daß die Mandschuregierung nichts weniger als unüberwindlich sei, wurde das Verlangen, ihrer Mißwirtschaft ein Ende zu machen, das bis dahin nur in gelegentlichen und lokal begrenzten Aufständen zum Ausdruck gelangt war, immer allgemeiner. Zur Verbreitung revolutionärer Stimmung trugen sehr viel bei die in China stets sehr verbreiteten Geheimbünde. Diese Gesellschaften — „Zur Wasserlilie,“ „Zum reinen Thee,“ „Dreieinigkeitsbund,“ „Bruderschaft des Himmels und der Erde“ heißen einige davon — hatten, wie auch die folgende Revolution, eine kommunistische Färbung, was natürlich nichts mit modernem Sozialismus zu thun hat, sondern sich aus der großen Rolle erklärt, die der urwüchsige Kommunismus noch in China spielte; die Spitze lehrte

gänzlichem Mißerfolg gepredigt worden war. Hung-Siutsiuen gehörte zu dem zahlreichen Stamm der Hung in der Provinz Kuangsi, nicht weit von Kanton. Sein Vater war Oberhaupt des ganzen Clans und genoß daher hohes Ansehen in der ganzen Gegend. Hung wollte in den höheren Staatsdienst. Er fiel aber — ohne sein Verschulden — wiederholt im Staatsexamen durch und betrieb dann eine seinen feurigen Geist nicht befriedigende Thätigkeit als Lehrer an der Dorfschule in Kuangtung, wo der Clan der Hung seinen Mittelpunkt hatte. In Kanton lernte er das Christenthum kennen. Dann verfiel er in eine schwere Krankheit, in der er beständig Visionen hatte: er glaubte, vom Himmel aufgefordert zu werden, einen Gottesstaat auf Erden zu begründen, die Mandschus zu vertreiben und Kaiser eines neuen



Winterabend. Nach einem Gemälde von Otto Modersohn.

Beamten spotten des erhabenen Himmelssohnes, der glaubt, über seine nachlässigen Diener ein hartes Gericht zu verhängen, strafe man sie um die halbe oder auch die ganze Jahresbesoldung. Beträgt doch diese manchmal kaum den tausendsten Theil des Einkommens. Am ärgsten aber sieht es mit der Land- und Seemacht, sie gereicht dem Staat in voller Wahrheit zur Schande. Die Offiziere sehen nur auf Gewinn, eine große Anzahl der in den Lizenzen aufgeführten Soldaten ist garnicht vorhanden, die Löhnung verteilen die Herren untereinander. Die kaiserliche Marine steht mit den Schmugglern in Verbindung, und so wird der Staatsschatz jährlich um Millionen betrogen. Den größten Nachtheil aber bringt dem Lande die Opiumeinfuhr in physischer, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung. Die Bevölkerung verkrüppelt und es gehen jährliche viele, viele Millionen Dollars aus dem Lande.“ Der letzte Punkt übrigens gehört gerechter Weise viel weniger den Mandschus auf's Konto, als den „weißen Teufeln“, d. h. den respektablen und christlichen englischen Bourgeois, die die Opiumeinfuhr nach China betrieben und noch betreiben, heute mehr denn je.

sich gegen die Mandschus. So spricht sich die „Bruderschaft des Himmels und der Erde“ dahin aus, sie halte sich vom höchsten Wesen dazu berufen, den furchtbaren Gegensatz zwischen Armuth und Reichtum aufzuheben. Die Inhaber der irdischen Macht und des Vermögens seien ebenso in die Welt gekommen und gingen ebenso wieder hinaus, wie die Unterdrückten. Das höchste Wesen wolle nicht, daß Millionen zu Sklaven einzelner Tausende bestimmt werden. Die Sonne mit ihrem strahlenden Anlicht, die Erde mit ihren reichen Schätzen, die Welt mit ihren Freuden ist gemeinschaftliches Gut, welches zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse von Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden muß. Keine vorzeitigen Aufstände, sondern Gehorsam den Mandarinen, bis die Zeit zum allgemeinen Aufstand und zur Verjagung der Mandschus gekommen ist.

Mit den Lehren der Geheimgesellschaften war der Mann genährt, der der Kopf der Revolution wurde, Hung-Siutsiuen. Aber er brachte noch ein religiöses Element hinein, nämlich das Christenthum, das bis dahin von europäischen Missionaren mit

Reiches zu werden. Gesehen, begann der „jüngere Bruder Christi“, wie Hung sich nannte, seine Agitationsthätigkeit und zwar mit großem Erfolg. Der Stamm der Hung hielt zu ihm, andere Clans bekehrten sich bald in Masse. Hung's Anhänger begnügten sich zunächst damit, ihre Lehre zu predigen, zu taufen und die Götzenbilder aus Tempeln und Schulen zu entfernen. Im Jahre 1848 kam Hung zum ersten Male in ernstem Konflikt mit den Staatsbehörden wegen Zerstörung einer hochgeschätzten heilkräftigen Reliquie durch seine Anhänger. Das Jahr 1850 brachte den ersten bewaffneten Zusammenstoß zwischen Hung's Leuten und den kaiserlichen Truppen, die überall den Kürzeren zogen. Bald zählte Hung ein stattliches Heer, das, gut diszipliniert und voll Begeisterung, den Mandschutruppen weit überlegen war. Im Herbst 1851 hatten die Gläubigen bereits den größten Theil der Provinz Kuangsi in Besitz; die Provinzhauptstadt Tougung hatten sie erobert. Hier erklärte Hung: „Es ist jetzt an der Zeit, offen hervorzutreten, wir wollen die Mandschus, dem verrotteten Mandarinenwesen und dem Götzendienste vor aller Welt den Krieg erklären. Wir

werden, wie oft geschehen in früheren Jahrhunderten, eine neue Dynastie begründen und unserem Volke neues Leben einhauchen. Vierundzwanzig verschiedene Dynastien herrschten während der mehr als vier-tausendjährigen Geschichte unseres schwarzhaarigen Volkes bald über das ganze Mittelreich, bald über größere Theile. Und wie sollten nicht wir, die sich des besonderen Schutzes unseres großen Gottes erfreuen, im Stande sein, ein neues, ein göttliches Herrscherhaus auf den Trümmern dieser tartarischen Eindringlinge zu begründen?" Man sieht, der Revolutionär Hung knüpft an uralte chinesische Traditionen an. Die Versammlung war mit ihm einverstanden: Hung wurde zum Kaiser der Dynastie Taiping, „die Friedliche“, ausgerufen; das Reich sollte Tientsof, „Gottesstaat“ heißen. Die Revolution machte einen raschen Vormarsch: 1853 war sie nördlich bis an den Jangtsekiang gelangt. Am 19. März 1853 fiel Nanking in die Hände der Taiping: es wurde unter dem Namen Tienting, „Himmelsresidenz“, Hauptstadt des Gottesstaates, dem nun zirka achtzig Millionen Chinesen angehörten.

Welches waren nun die Meinungen der Anhänger des „jüngeren Bruders Christi"? Es waren die chinesischen Verhältnissen angepaßten Lehren des Urchristenthums. Unter den zahlreichen Schriften, die die Taiping-Regierung in Nanking drucken ließ, zeichneten sich durch Verbreitung aus chinesische Uebersetzungen sämtlicher biblischen Schriften, wie die Taiping denn auch die Taufe praktizierten. Die Europäer und Amerikaner an den Küsten galten ihnen als „fremde Brüder“; sie sind auch nie von den Taiping belästigt und im Handel behindert worden. Der Taiping durfte keinen Privatbesitz haben; seine Bedürfnisse wurden ihm aus den öffentlichen Magazine angewiesen; in dem „Buch der himmlischen Dekrete“ aus dem Jahre 1853 heißt es, „wenn ihr Geld habt, müßt ihr es bekant machen und es nicht als euer alleiniges Eigenthum

betrachten.“ Der Genuß von Tabak, Opium und geistigen Getränken war den Mächtigern verboten, in den erlaubten Genüssen sollten sie Maß halten; den Pöbel, das Abzeichen des alten Chinesenthums, schnitten sie sich ab. Sonst lehnte sich Alles gegen die Mandchus, ihre Mandarinen und Gelehrten. „Wer hat die Mandchus das Recht gegeben, gewaltsam in China einzubringen und den Brüdern ihr Erbe zu entreißen? Wenn mir Gott behilflich ist, unser Gut wieder für uns zu erwerben, so will ich mich bestreben, alle Nationen dahin zu bringen, mit dem ihrigen zufrieden zu sein. Keine darf die andere benachtheiligen oder berauben.“ „Wer sind denn, was treiben unsere Gelehrten denn heutzutage? Sie kriechen vor den Mächtigen und schmeicheln ihnen; sie geben vor, allerlei geheime Künste zu besitzen, sind Wahrsager und Zauberer, sprechen von den Himmeln und den Höllen, als wenn sie diese und jene gesehen hätten. Alles und Alles, um das Volk zu betrügen und sich die Taschen zu füllen. Die Einsichtsvollen werden durch die Zuchtthe der Gewalt niedergehalten; sie dürfen nicht sprechen, wie sie fühlen, wie sie denken.“

Im Oktober 1853 standen die Taiping vor Tientsin, dem Hafen von Peking, der „ruchlosen Höhle der Mandchu-Teufel“. Der Kaiser dachte schon an Flucht nach der Mandchurie. Aber die Taiping vermochten Tientsin nicht einzunehmen, die Bevölkerung der Nordprovinzen brachte ihnen keine Sympathien entgegen. So war die Revolution Ende der fünfziger Jahre in Stillstand gerathen, aber ohne daß die kaiserlichen Truppen ihr ihren Besitzstand hätten streitig machen können.

In den Jahren 1857—58 und wieder 1860 hatten England und Frankreich gemeinsame Raubzüge gegen das ohnmächtige chinesische Reich unternommen, neue Zugeständnisse erpreßt. Und dann geschah das Unglaubliche: die beiden Westmächte boten der Mandchu-Regierung militärischen Beistand an gegen die Revolution, die das Christenthum vertrat

und China Europa nähern wollte. Während der fünfziger Jahre hatten deshalb die Mächte jede Einmischung abgelehnt. Warum nun die Schwenkung? Englands leitender Minister Palmerston sprach es unter Beiseiteziehung aller üblichen Heuchelei zynisch aus, als Cobden ihn 1864 wegen seiner China-politik angriff: Die Revolution habe keine Aussicht mehr gehabt, zum Siege zu gelangen, sondern nur noch den Handel geschädigt; deshalb habe es im Interesse der Mächte gelegen, der chinesischen Regierung zur Niederwerfung der Taiping zu verhelfen.

Seit dem Frühjahr 1862 operirte ein englisches und ein französisches Hilfskorps mit den kaiserlichen Truppen gegen die Rebellen, die damals wieder im Vordringen waren. Die Sache war nun natürlich so gut wie entschieden. Von der Küste waren die Taiping bald vertrieben. Dann aber vergingen doch noch zwei Jahre, bis sie unter furthbarem Blutvergießen, bei dem Franzosen und Engländer rühmlich mitwirkten, völlig niedergeworfen wurden. Im Mai 1864 waren sie auf ihre Hauptstadt Nanking beschränkt. Nach tapferem Widerstande mußte sich die Stadt am 19. Juli 1864 ergeben; der Rebellenkaiser hatte sich vorher sammt seinen Weibern verbrannt.

So herrschte die Ordnung wieder in China und der süße Handel konnte wieder floriren. Wogegen es natürlich gar nichts ausmachen konnte, daß die Möglichkeit, die Chinesen dem Christenthum zu gewinnen, auf immer, die einer Annäherung Chinas an die europäische Kultur auf lange entschunden war. Die christlichen Europäer hatten sich zu schön entpuppt, und was seitdem geschehen ist, war nicht geeignet, die Meinung der Chinesen von den „weißen Teufeln“ zu verbessern. Jedenfalls ist so viel sicher, daß nicht das Christenthum eine Rolle spielen wird, wenn es, wie nach neueren Berichten durchaus im Bereich der Möglichkeit gelegen, eines schönen Tages wieder zu einem großen revolutionären Ausbruch im Lande der Mitte kommen sollte.

Im Nothjahr.

Erzählung aus Karelen von Johs Reijonen. Deutsch von G. Brandtetter.

In einer der entlegensten, aber vielleicht sonst schönsten Gegenden des nördlichen Karelen — zwischen dem südsüdlichen stamm und Rußland — hat der „reine Roggen“ oder das „unvermischte Brot“ nicht oft zur gewöhnlichen Kost gehört, nicht einmal auf dem Tisch der Reichsten. Besonders wäre es vor etwa vierzig Jahren in Kuohatti als reine Verschwendung angesehen worden, wenn Jemand während des ganzen Jahres gewagt hätte, unvermischtes Brot zu essen. Das that auch Niemand, am allerwenigsten Nyldis-Perttu mit seiner Familie.

Dieser Perttu war in seiner Jugend „thöricht“ genug gewesen, sich an den schlechten Sandstrand des Sammal-Sees, dicht am Rande der wildesten Gänge, ein Heim zu gründen. Mit knapper Noth hatte er sich dort mit seinem Weibe ernährt und jedes Jahr ein neues kleines Familienglied zur Taufe fahren müssen. Auf diese Weise war die Kinderschaar so zahlreich geworden, daß Perttu's Anni von sich selbst sagte, sie wäre „ganz verkommen durch Gottes Segen“, da sie jedes Jahr — und dazu noch in der arbeitsreichsten Gernerntezeit — vor dem Pfarrer auf den Knien rutschen müßte. Brot hatten sie keineswegs in gleich gesegnetem Maße, obgleich der Probst immer versicherte, daß der Sammalamphof noch mit der Zeit ein prächtiger Neubauerhof werden würde, da sich dort soviel Arbeitszeit, gleichsam geschenkt, sammelte. Außerdem hatte er noch hinzugefügt: Er, der die Kinder schießt, sorgt auch für sie!

Trotzdem mußte wohl Anni selbst für ihre Kleinen sorgen und auf Mittel sinnen, wo sie Alles hernehmen sollte, was nöthig war. Perttu seinerseits mühte sich auch genug, fleißig seinen Moorboden umzugraben und aus den mächtigen Wäldern, moosigen Mooren und den dickstammigen Waldstümpfen der Kuohatti-Sandhaiden herauszuwirthschaften, was sich

* Man müßt im hohen Norden, wo das Getreide sehr kostbar ist, gemahlene Birkenrinde dem Brotteige bei-

herausbringen ließ; aber trotz alledem wollte sich die Noth nicht fernhalten lassen.

Darum beschloß Perttu, einmal die nahe gelegene dunkelgrüne uralte Grenze des Tannenwaldes ein wenig weiter von seiner Hütte forzurücken, um Platz zu bekommen, sich noch einen Acker zu graben.

Aber da kam der Waldhüter und sagte: „Was machst Du da für Dummheiten, die Bäume gehören der Krone, dem Staat, verzeihst Du!“

Perttu meinte, daß er auch zum Staat gehöre und sagte, es könnten wohl lieber einige Bäume gefällt werden, als daß gottesgeschaffene Wesen vor Hunger starben. „Das kann nicht einmal der Staat wollen — oder was das sonst für eine Krone ist,“ fügte er zum Schluß hinzu.

Der Waldhüter bewies Perttu aber, was der Staat wollte; und Perttu bekam freie Fahrt und außerdem noch für einige Zeit freien Aufenthalt im gelben Steingefängniß zu Kuopio. Während er da seine Strafe bei Wasser und Brot abbüßte, war es wieder Sommer geworden.

Es war strahlender Sommerschein, als Perttu sich von Kuopio fortbegab. Bisweilen hörte man einen Kukud irgendwo auf den Leppi-Bergen rufen, und die Drossel piff hier und da an dem lachenden Ufer des Heinal-Sees, als er sich gegen Abend seinem Heim näherte.

Welch' freudiges Gefühl erfüllte sein Herz, als er von dem Kivitaru-Hügel durch den Sommenrauch die blauende Fläche des Sammal-Sees und den frischen, lichtgrünen Roggen mit seinen eben angelegten Aehren im Abendwind wogen sah.

„Im Herbst wird's eine Freude sein, da mit Anni zusammen die Sichel zu schwingen und die kleinen Krabben wie frühlingsalte Kälber auf den Stoppeln sich herumtummeln zu sehen, während die älteren Kinder Garben binden, dann pflüge ich die Stoppeln um . . .“

Bei diesem Wort brach er seinen Gedanken ab, da er unwillkürlich an seine eigenen kurzen Haarpföppeln denken mußte. Das war ein für Alle sichtbares Schandzeichen, diese kurzgeschneidene Haare, die noch nicht wieder gewachsen waren — wenn sie überhaupt jemals wieder wuchsen.

„Wie soll ich mich damit vor Menschen sehen lassen, besonders vor Anni und den Kindern . . .“

Perttu versuchte sich gegen die Gedanken zu stählen; aber dennoch wurden seine Schritte immer langsamer, je näher er seinem Heim kam.

Wenn Anni nur gerade zufällig fort wäre. Aber natürlich! Sicherlich ist sie dranhin und zieht mit Sitti das Netz ein, da das Boot nicht zu sehen ist, und auf dem Hofplatz wird so gelärmt und geschrien.

Perttu lauschte.

„Spring auf meinen Nagel, dann kann ich sehen, ob Du ein Floh oder ein anderes Thier bist!“

Es war die schrille, dünne Stimme des kleinen Antti, und dann hörte man das gedämpfte Weinen des Tomas, obgleich Tomas fast drei Jahre älter war als Antti.

Er hätte gern zu ihnen hingehen mögen; aber es war doch zu peinlich, seine eigenen Kinder durch seinen kalten Kopf zu erschrecken. Außerdem fühlte er sich so matt, daß er sich durchaus für einen Augenblick unter die Birke setzen mußte und seine Pfeife frisch stopfen. Während er da so saß, fiel ihm alles Mögliche ein; in erster Reihe, daß es vielleicht am besten wäre, die ganze Plackerei mit dem Acker hier daheim völlig aufzugeben und zur Stadt zu ziehen. Man sagte, daß ordentliche Arbeiter dort ganz wohlhabend werden könnten; zum mindesten brauchte man da nicht zu hungern. Es lohnte wohl, den Gedanken noch näher zu erwägen, besonders da dort Herren herumgingen mit Stoppelhaar, obgleich sie ganz gewiß nicht Gefangene

gewei
sich d
seits
verlaf
und
Jung
die W
die S
11
Ber
Da
sie m
eine
schei
Kinde
Kopf
aufan

G
wieder
werde
zu kö
W
sowoh
vor P
und
Woch
und
D
auf S
Anti
gewäf
N
sich m
mit
und d
auf
ließ
reife
Stran
lassen,
die S
Meng
immer
brocke
Dorf,
Aber
noch
das b
wort
Kinder
müssen
S
mit sei
noch
als d
richtig
Antti
In de
waktu
Geld
von St
Außer
ganz
wäre
vortre
„
Baner
zu geb
wir
„
Perttu
in der
zu Bro
so viel
Ne
doch p
Kronu
Bund
auf la
leicht
rungs
Winter

gewesen waren. Die Stadtmode war wohl so, da sich dort Niemand darüber wunderte. Aber andererseits war es doch schwer, seinen eigenen Acker zu verlassen, wo man sein ganzes Leben lang Hunger und Mühseligkeiten gelitten und bereits als kleiner Junge im Frühlingssonnenlicht mit Kranichen um die Wette Moosbeeren gepflückt hatte, und an dem die Dornwurzeln gleichsam festgewachsen waren.

Unter solchen Gedanken verfloß der Abend, so daß Perttu erst in der Nacht wie ein Dieb sich in sein Haus schlich, und am Morgen that Anni, als wenn sie nicht bemerkt hätte, daß mit seinem Aeußeren eine Veränderung vor sich gegangen war. Wahrscheinlich hatte sie es aber doch bemerkt und die Kinder gewarnt, Bemerkungen über Vaters fehlenden Kopf zu machen, da sie nichts sagten, sondern sich anfangs nur ein Wenig vor ihm zu scheuen schienen.

Gegen den Herbst waren die Stoppelhaare jedoch wieder so lang geworden, daß sie gut gecheitelt werden konnten, und auch der Roggen begann bereits zu Körnen.

Man sah daher getrost dem Winter entgegen, sowohl am Sammal-See, als anderwärts. Aber lange vor Beginn des Winters kam doch wieder der Frost und mit ihm der Hungertyphus. Anni lag viele Wochen auf der Bank am Ofen, wand sich im Fieber und phantastirte wild.

Die Kinder lagen auf schmutzigen Lumpen und auf Stroh in allen Winkeln, aber der eigensinnige Antti hatte das Bett der Mutter zum Krankenlager gewählt.

All diese bleichen, leidenden Kranken schienen sich mit sinnigem Blick ihrem Schicksal zu ergeben, mit Ausnahme Antti's, der ständig seinem Vater und dem trotz alles Glucks gesunden Tomas voll auf zu schaffen machte. Mit wunderbarer Geduld ließ der Letztere sich von dem Antti an den Haaren reißen, sich schlagen und stoßen, wenn der arme Kranke weder sich noch sein Bett wollte reinigen lassen, in dem sich während der vielen Wochen, die die Krankheit dauerte, Ungeziefer in unendlicher Menge eingenistet hatte. Auch bemühte sich Tomas immer, für die Mutter und Antti die besten Gebroden anzufuchen, die er sich manchmal in einem Dorf, das ein Stück davon lag, zusammen bettelte. Aber diese Broden waren weder sonderlich reichlich, noch wurden sie sehr oft verabreicht. Man kann das begreifen, wenn man bedenkt, daß ein Sprichwort in jener Gegend lautet: „Gott bewahre die Kinder Armer davor, daß sie in Kuohatti betteln müssen!“

Schon im Anfang des Winters ging es Perttu mit seiner Familie so trostlos; aber die Zeiten wurden noch schlimmer. Der Winter war halb verfloßen, als der Kojiseva-Bauer kam, um ihn zu benachrichtigen, daß die Armenkasse nicht mehr Mittel zu Unterstützungen für einen Einzigen in Kuohatti hätte. In der Kirche hätte der Vorstand der Armenverwaltung bereits erklärt, daß die Regierung nicht mehr Geld für nichts aufwenden könnte — die Bewohner von Kuohatti könnten arbeiten, gerade wie die anderen. Außerdem hätte er hinzugefügt: Ob sie sich nicht ganz unnothiger Weise beklagt hätten, denn der Boden wäre dort ganz gut, besonders die Schwend-Acker vorzüglich.

„So ist es, Du armer Perttu,“ sagte der Kojiseva-Bauer, „in unserem Dorf hat bald Keiner mehr was zu geben. Du hast Dein gehäuftes Maß, aber auch wir Anderen haben nicht so wenig zu tragen.“

„Der Karele versteht wohl zu leiden,“ sagte Perttu und mischte die letzte Faust Birkenrindenmehl in den Teig, der ansah, als wenn er unnothig zu Brot gebacken werden konnte, da er nicht einmal so viel Mehl enthielt, daß er fest wurde.

Nach einer Weile fügte er hinzu: „Wenn man doch wagte, gute Tannen- oder Fichtenrinde aus dem Kronwald zu nehmen — oder wenn man noch einige Bünd Stroh bekommen könnte, dann brauchte man auf lange Zeit nicht von Noth zu reden, und vielleicht würden auch die Meinigen durch den Nahrungswechsel so stark werden, daß sie wieder arbeiten könnten.“

Der Kojiseva-Bauer versprach, seine Frau zu bitten, ihnen so viel Strohbrod zu backen, als er selbst entbehren könnte.

„Und vielleicht kommt Ihr selbst zurecht mit dem Rindenteig bis auf's Weitere, wenn Ihr den Mund nach dem Schvorrath einrichtet,“ sagte er, bevor er ging.

Dankbar für die erbotene Hilfe, drückte Perttu die Hand des Kojiseva-Bauern fester, als gewöhnlich, zum Abschied, und Tomas flüsterie mit freudestrahlenden Augen der Mutter in's Ohr: „Mutter, Du wirst nun wohl bald wieder gesund, wenn wir richtiges Strohbrod von Kojiseva bekommen!“

Die Vorstellung von der heilenden Kraft des Strohbrodes, die Perttu und Tomas den Kranken um die Wette priesen, übte schließlich wirklich einen feltamen Einfluß aus, so daß sie selbst im Ernst daran zu glauben begannen. Sie mußten ja glauben, da die Kranken, einer nach dem anderen, gesund zu werden begannen, obgleich der Hungertyphus anderwärts noch ungeschwächt fortraste, so daß jeden Sonntag an zehn Todte bei der Kirche begraben wurden.

Gleich nach Paulstag waren sie bereits Alle auf den Beinen. Diejenigen, die nur Kleider hatten, die kaum diese Bezeichnung verdienten, blieben meist daheim; aber die Anderen gingen in den Dörfern umher, bettelten und verkauften Vaters kleine Holzarbeiten. Anni und Perttu begannen bereits zu hoffen, daß sie „zum Sommer frisch und gesund sein würden“, aber dann kam Anni mit Zwillingen nieder.

Neue Sorgen für Vater und Mutter! Mit des Nachbars Pferd führte Perttu selbst seine Kleinen zur Taufe und kehrte auf dieser Fahrt bei dem Landhändler ein — wieder einmal nach langer Zeit. Da erfuhr er, daß seine Hütte bereits zum Verkauf in öffentlicher Versteigerung ausgedoten sei. Der Köthner Heikki hatte nämlich eine alte ausgekollagte Forderung gegen Perttu, die er nun, da er selbst in die Klemme gerieth, für einige Pfund Mehl an den Händler verkauft hatte, von dem man sagte, daß er steinreich sei. Dieser „konnte“ aber nicht die geringste Zeit auf seine Forderung warten, sondern wollte sogleich sein Geld haben — hundertundfünfzig Mark, sowie die Rente — oder die Hütte verkaufen lassen: „Da an loser Habe dort nichts Namhaftes zu finden sein würde!“

Perttu hat und bettelte um Erbarmen, konnte sich aber nicht selbst in Geld verwandeln. Der Andere „konnte“ auch nicht warten, da er sonst gleich „in Konkurs“ gerieth. Nicht einmal das half, daß Perttu schließlich empört als seine „lose Habe“ seine neun Kinder angab und den Händler ersuchte, sie zu nehmen.

„Glücklicherweise“ starb jedoch einer der Zwillinge — der Junge —, bevor die Hütte verkauft wurde. Perttu hatte nun also nur acht kleine Kinder, als er sich in die weite Welt hinaus begeben mußte. Freilich war es bitter, das Heim zu verlassen, das er mit eigener Hände Arbeit sich beschafft hatte, aber was konnte man machen? Sie wußten nicht einmal, wohin sie ihre Schritte richten sollten, sondern begannen auf gut Glück nach der Stadt zu wandern. Wer weiß, wo sie schließlich gelandet wären, wenn sie nicht bei dem Dorfe Markkula eine große und feltame Wandererschaaft getroffen hätten.

Es war ein Menschenhaufe, der auf dem Wege nach dem russischen Karelen war, um dort Brod und Arbeit zu suchen. Der Leiter der bunten Schaar war ein alter Bekannter Perttu's, Mahais-Paavo. Er erzählte Perttu, daß sein Sohn im Herbstwinter todt in einer Schenke bei Mantavaara mit einem Demwische im Munde gefunden sei. Dem Leutnant sagte er geradezu, daß der Junge vor Hunger gestorben wäre. „Aber wie sollten die Herren so was glauben! Sie zerschneiden nur den armen Jungen wie einen Selbstmörder oder Hund, und sie glauben kann dann, daß er vor Hunger gestorben sei, als der Doktor in seinem Magen ein tüchtiges Büschel Niedgras fand. — Da kam mir der Gedanke, daß wir fort müßten und unser Glück anderwärts versuchen, ehe wir Alle vor Hunger umkämen oder wild würden. Auf dem Wege haben dann Andere sich

zu uns gesellt, und so sind wir bis hierher gekommen. Am besten wäre es wohl, wenn auch Du Dich uns anschließest würdest, denn so viel Wegkost haben wir wohl, daß es reicht, bis wir wohin gelangen!“

Perttu schloß sich den Anderen an, und am Morgen wurde die Wanderung gemeinschaftlich fortgesetzt. Es war ein klarer und stiller Tag, die Luft frisch, als der zerlumpte Haufe, alle hintereinander wie ein schwarzer Strich, von Markkula fort der aufgehenden Sonne entgegen wanderten. Von den Höfen verfolgten sie bellende, verhungerte, zottige Hunde, von denen sich einer oder der andere auf das schneeige Feld setzte, um ihnen nachzuhaken.

Die reisbedeckten Wälder glänzten mit tausend und abertausend funkelnden Edelsteinen, und die Eisschichten, die vor Kälte sprangen, schossen gleichsam den Ehrensalut für die vorbeiziehende zerlumpte Schaar. Hier und da lockte das Winterwetter noch eine Rosenröthe auf einer bleichen Wange hervor. Alle schritten stumm und in Gedanken versunken hinter Mahais-Paavo's magerer Mähre her, die die kleinsten und schwächsten von der Schaar im Schlitten zog. Das Schweigen wurde durch nichts Anderes, als das Schrammen des Schlittens, den Schnee, der unter den Sohlen knarrte, und bisweilen einen Schrei des kleinsten Mädchens Perttu's unterbrochen. Erst in der Nähe vom Dorfe Keli begann wieder das unheimliche Geheul der Hunde, deren Klagen ihnen verstört in den Wald nachklingten.

Es war ordentlich beruhigend, als die Ohren nicht mehr das Geheul vernahmen, und die Wanderer in die stummen, endlosen Haide- und Wald-Ginöden einzogen. So weit man von der höchsten Stelle sehen konnte, erblickte das Auge nichts Anderes als Wald, der in seinem Wintergewande prunkte, und die Maan-Kette mit ihren vielen Verzweigungen, Hügeln und Höhen.

Im Süden erhob sich gegen die Wolke am Horizont die mächtige Berghöhe und der Beherrscher der Ginöde, Joknuwaara,* mit seinen Klüften und spizen Gipfeln. Fern am Horizont stieg der Niemiwaara empor — und das große Wasser dort in der Ferne nordwärts war sicher der große Salamo-See.

Das Wetter war die ganze Zeit ruhig und klar gewesen, aber plötzlich fuhr über die Wasser gleichsam ein kalter Lufthauch. Fern von Ruuma her kamen lange, kalte Eilungen durch die Luft dahergesagt.

Die Wolke verdichtete sich schon, und in wenig Augenblicken ist der Tetriwaara in einen schneeweissen, undurchdringlichen Mantel gehüllt. Am Wege begannen dünne Schneeflocken von den Bäumen zu fallen, und prasselnd jagt der leichte, feine Flugschnee über das Schneefeld hin. Ein wirbelnder Windstoß hebt ihn höher, so daß die Augen geblendet werden. Heulend und pfeifend fährt eine eisige, wilde Windsbraut durch die Zweige und Baumkronen.

Die Wanderer beschleunigen ihre Schritte; aber schon bengen große Fichten sich senkend vor der Gewalt des Sturmes, und unter furchtbarem Brausen eilt die Wolke am Himmelsgewölbe daher. Plötzlich sind Berge und Thäler, Wälder und Menschen, Himmel und Erde von wildestem Schneegestöber umhüllt, das von seinem Erfolg gleichsam noch mehr angespornt wird und durch seine eigene tolle Geschwindigkeit erhöhte Kräfte bekommt. Die Wanderer kämpfen um ihr Leben und setzen der Naturkraft die Menschenkraft entgegen. Es gilt zu zeigen, wer die zähere Lebenskraft hat: der Sturm, der auf den Steppen des Ostens entstanden ist, oder die Kinder der Ginöde.

Bengt euch, bengt euch, brüllt der rasende Sturm; aber Groß und Klein strebt, einander stützend, noch immer vorwärts. Auf der Windseite sind ihre zerlumpten Kleider bereits eisstarrend und hart wie Eisenpanzer. Die zerrissenen Schuhe frieren an den Beinen fest, die vor Kälte brennen. Schon sinkt ein Knabe in eine Schneewehe nieder, und in den Bergklüften scheint der Sturm seinen Siegespsalm anzustimmen.

„Kutli — da hast Du mein Stück Brod, damit

* vaara = Berg.

Du weiter gehen kannst," sagt Tomas zum Bruder, der vor Anstrengung leucht.

"Vorwärts, vorwärts!" ruft Mahais-Paavo. "Von hier kann es nicht mehr als eine Viertelmeile bis Dorf Tolkki sein."

Eine niedersinkende Frau versucht zu singen, aber Mahais-Paavo hilft ihr weiter und macht auch einen Versuch, sie mit Worten zu ermuntern. Still, aber leuchtend leitet Perttu seine Frau, die vor Kälte zittert und der er soeben das Kleinste vom Arm genommen hat. Krampfhaft hat Anni seine Hand ergriffen und hätte sich wohl nicht mehr aufrecht zu halten vermocht, wenn nicht die gespannten Nerven ihr noch Kraft gegeben hätten.

Einer nach dem Anderen von der Schaar fällt auf dem Wege nieder. Mahais-Paavo's Pferd sinkt bis an den Bug in den Schnee; aber nun ist keine Zeit, sich um das Pferd zu kümmern. Die Luft ist ganz dick von Schnee, so daß Keiner mehr den Anderen erkennen kann. Hier und da unterscheidet das Auge eine am Wege niedergelauerte Gestalt; aber Jeder muß sich selbst helfen. Die psalmensingende Frau hat Paavo's Arm losgelassen und gleitet in den Schnee nieder, aber nun merkt er es nicht mehr.

"Vorwärts, um Gotteswillen, vorwärts," murmelt er, "sonst sind wir Alle Kinder des Todes."

Vorwärts streben auch die Meisten. Tomas und Antti haben sich eine Weile geruht und waten nun wieder weiter, ohne zu wissen, wo Alle die Anderen sind. Da liegt ein Weib am Wege, halb von Schnee bedeckt.

"Das war doch nicht unsere Mutter?" flüstert Tomas.

Raum hundert Schritt davon sitzt Mahais-Paavo. Seine Augen stehen weit offen; aber sie erscheinen Antti, der über ihn stolpert, seltsam leblos. Das Stück Brot in seiner Hand war vielleicht schon fest gefroren, da es nicht niederfiel, als Antti dagegen stieß.

Diejenigen, die ganz voraus sind, sind in Schweiß gebadet, und ein furchtbarer Durst quält sie. Einige essen Schnee, aber er brennt im Munde. Die Glieder

sind eigenhülich schlaff und matt. Verzweiflung ergreift die Meisten. Noch eine letzte Anstrengung, aber dann schlummern Seele und Leib ein, der erregten Spannung von kurz vorher folgt die Gleichgültigkeit. Die Angst, die das Leiden hervor rief, ist verschwunden. Die Augenlider werden so schwer und wollen sich im Schlaf schließen. Das Bett ist weich — weich und einladend. Die Kälte dringt ihnen durch Mark und Bein, erweckt aber fast behagliche Gefühle. Nach einer Weile schwellen die bleichen, eingesunkenen Wangen an und werden dick und rund. Es dunkelt vor den Augen, und im Kopf stellt sich ein Schwindel ein; aber dann fühlt man sich ruhig und behaglich.

Tomas und Antti helfen sich noch immer gegenseitig weiter, Hügel auf, Hügel ab. Hier scheint kein Anderer gegangen zu sein, da nicht die geringste Spur im Schnee zu sehen ist. Aber es ist ihnen, als wenn ihnen Jemand dicht auf den Faden folgt.

Antti bleibt für einen Augenblick stehen und erkennt den Vater wieder, der etwas hinter sich nachschleppt — aber er trägt nicht mehr das kleine Schwesterchen auf dem Arm. Und wo mag die Mutter sein? Tomas läßt ihn aber nicht lange stehen bleiben, sondern zieht ihn an der Hand weiter.

"Du siehst ja, Vater ist ganz von Sinnen, und seine Augen glühen so seltsam im Kopf. Er schleppt etwas hinter sich am Boden. — Komm, komm!"

Der Marsch wurde fortgesetzt, obgleich es ganz dunkel geworden war. "Ganz sicher ist es bereits Nacht! — Wenn man nur wagte, ein wenig auszuruhen!"

Aber Tomas ruht nicht, obgleich das Blut in seinen Adern brennt.

Schließlich leuchtet vor ihnen in weiter Ferne gleichsam ein Feuerchein auf. Tomas hat ein Gefühl, als müßte er es den Anderen zurnen; aber seine Stimme ist wie erstickt. Er vermag noch seine Schritte auf den Feuerchein hinzurichten. Wie im Traum hört er einen Hund bellen, so daß es das mächtige Dröhnen des Unwetters und den wild heulenden Wind übertönt.

Aber dann wuß er nichts mehr. Instinktiv hält

er noch immer den Bruder an der Hand fest und zieht ihn mehr, als daß er ihn leitet.

Die Kräfte schwinden; aber dann ist auch der Weg zu Ende.

Erstreckt von dem ungewöhnlichen Verhalten der Hunde waren die Tolkki-Bauern auf den Hof hinaus geeilt und führen die Fremden in die Hütte hinein. Bereits im Flur hagelt die Fragen über die Jungen ebenso dicht, wie draußen die Schneeflocken.

"Gott Gott! Was seid Ihr eigentlich für Leute?"

"Wo kommt Ihr in solch' einem Hundewetter her?"

"Warum antwortest Du nicht, Junge?"

"Himmellicher Vater, das ist ja eine Leiche, die der Mann im Schnee hinter sich herschleift."

"Sie sind gewiß nahe am Erfrieren gewesen in dem Sturm und der Kälte!"

In der Stube machten die Tolkki-Bauern Anni's Leiche aus Perttu's Händen los, der nichts von dem begriff, was um ihn her vorging, und trugen sie in das Darrhaus, nachdem alle Wiederbelebungsversuche vergebens gewesen waren. Während dessen hatten die Jungen in der warmen Stube geschlafen; aber Perttu saß auf der Ofenbank und starrte vor sich hin in's Feuer.

Die Jungen schliefen lange, und erst am Abend des anderen Tages konnten sie den Tolkki-Bauern von ihrem Marsch über die Kero-Heide erzählen, denn aus Perttu, der wohl wach saß, bekam man niemals mehr ein vernünftiges Wort heraus. Er, wie anfangs auch Antti, mußte wie ein kleines Kind versorgt werden.

Am Tage darauf hatte sich der Sturm und das Unwetter gelegt, und die Sonne schien klar. Auf der Kero-Heide lag die Schneedecke glatt und blendend rein, wie das weißeste Leinentuch, und auf den Dämmen funkelten Eiskristalle, die von den kahlen Zweigen herabhingen, wie klare Diamantentränen.

Im Frühling wurden dort sechzehn rohe Holzkrenze errichtet und seitdem nannte man die Stätte "das Hungertal" oder "die Heide der Sechzehn". —

Feuilleton.

Ein seltsam Klingen.*

Vor jähem Schrecken bin ich ausgewacht;
Ein seltsam Klingen kam mir durch die Nacht.
Am mich die Finsterniß, stumm-ernst und groß,
Ich aber sah und horchte regungslos
Dem fremden Tone, der bald also bang
Wie nachverirrten Kindes Weinen klang.
Dann wieder gellend, wie wenn alle Krast
Ein Mann im Todeschrei zusammenrast.
Verhallend schwang dies Rufen in mir nach —
Ein alt' Erinnern ward mir jählings wach.
Und Jener dacht' ich, die mich einst umfing,
Bis Jedes seine sondern Pfade ging.
Als uns ein graues Schreiden da getagt,
Den letzten Gruß hat sie mir zugesagt.
Ich sah ihr nach — halbabwärts war ihr Gang —
Bis sie der Schmutz der Straße mir verkslang,
Bis sie in Bolz und leichtem Sinn verdarb —
Wer weiß, in welchem Spittel sie mir larb,
Ihr Mund verstummt, der so hell gelacht?
Ein seltsam Klingen kam mir durch die Nacht. . .

J. J. David.

Zu unseren Bildern. Zwei Winterlandschaften führen wir heute den Lesern vor; die Natur des Hochgebirges und die der Ebene kommt in ihnen zum Ausdruck. Es ist in beiden die Zeit um Beginn des Winters; noch liegt der Schnee nicht so hoch, daß Alles gleichmäßig mit der weichen, weißen Decke überzogen ist und die Formen verhüllt sind, Bäume und Sträucher stehen noch fahl und schwarz. Dort im Hochgebirge erhebt sich eben hinter

* Aus „Gebichte“. Leipzig, Heinrich Minde.

den Bergen der graue Himmel, die Nebel steigen dampfend aus den Thälern und lassen die Umrisse der sich aufstürmenden Felsen verschimmern. Raub und nachhalt weht die Luft auf den Bergen, frierend steht vorn auf dem Plateau ein Reh. . . Wie traulich und anheimelnd muthet uns dagegen das andere Bild an! Das ist das Dörichen Worsweide, der Sitz der kleinen Malerkolonie im Moorlande bei Bremen, von dem wir an dieser Stelle schon öfter gesprochen haben. Es ist, als habe die Natur sich eingemummt in einen weichen Pelz, wie die Kinder auf der Dorfstraße in ihre schwarzen Tücher. Die ersten Schatten des hereinbrechenden Abends breiten sich über das Dorf, der Himmel steht am Horizont noch in weiß-grauem Licht. —

Kochkunst auf Neu-Guinea. In seinem Buche "Studien und Beobachtungen aus der Südsee" (Wramschweig, Friedrich Vieweg & Sohn) widmet Graf Pfeil der Kochkunst der Kanaken auf Neu-Guinea eine eingehende Schilderung. Das Kochen ist dort insofern eine lemer-erwerliche Kunst, als die Verwendung von Wasser dabei fast völlig unbekannt ist. Da es an geeigneten Thon fehlt, hat sich auch keine Topfkunst entwickeln können. Im Allgemeinen wird nur gebraten, geröstet und gedünstet. Die Nahrungsmittel bestehen aus Fleisch, Fisch und Gemüse; Kernfrüchte sind gänzlich unbekannt. Die Zubereitung ist meist recht einfach. Ganau, Tauben, Papageien, kleine Fische, Molusken, Muscheln jeder Art werden einfach lebendig auf's Feuer geworfen und geröstet. Umständlicher gestaltet sich jedoch die Zubereitung eines großen Fisches, eines Schweines oder von großen Stücken Schildkrötenfleisch. Hier giebt es zwei Methoden; die zunächst zu beschreibende kommt nur für Fleisch, nie für Fisch zur Anwendung.

In die Erde wird ein seichtes, etwa ein Fuß tiefes Loch gegraben, von ungefähr doppelt dem Umfang des zu behandelnden Fleisches. Darin wird ein rasches Feuer anzemacht, eine Zeit lang brennend erhalten, dann gelöscht und im Loche nur die heiße, doch nicht mehr glühende Asche zurückgelassen. Das Braistück war vorher

in Bananenblätter eingewickelt worden und wird sofort, nachdem das Feuer aus dem Loche entfernt ist, darin verbrannt. In einem anderen oder auch vielleicht denselben Feuer waren inzwischen eine ganze Anzahl Steine heiß gemacht worden, diese werden nun über das Fleischstück vertheilt und das Ganze mit Erde zugeschüttet. Unten unter ist auch der Boden des Loches erst mit Steinen gepflastert worden. Die in den Seitenwänden des Loches und den Steinen aufgespeicherete Hitze, die wegen der unterliegenden Erdschicht nicht allzu schnell entweichen kann, genügt vollkommen, um selbst ein großes Stück Fleisch — ich habe ein ganzes Schwein auf die Weise braten sehen — im Laufe einer natürlich von der Größe des Bratens abhängenden Zeit völlig gar zu machen. Die Eingeborenen verwenden kein Salz, deswegen schmeckt ihr Fleisch stets ein wenig nuchtern, dagegen kann der Europäer auf die angegebene Methode Braten herstellen, die selbst durch die raffiniertesten Kochherdprozeduren nicht übertroffen werden dürften. Das Verfahren hat auch den Vorzug, daß ihn, wenn nur das Fleisch sauber ausgeschlachtet wurde, keinerlei Unreinlichkeit anhaftet.

Die andere Art der Zubereitung wird hauptsächlich für große Fische angewandt. Der Fisch wird ausgenommen und in oberflächlicher Weise seiner Schuppen entkleidet. Sein Inneres wird nun mit geschälten Bananen, Stücken Taro, zur entsprechenden Jahreszeit mit Stücken Brotfrucht, Tamapnüssen, zerleinertem Mango oder anderen wilden Früchten usw. gefüllt und von einer Menge derselben Leckeren umgeben. Heber das Ganze wird aus dem weichen Kern der Kokosnuss gepresster Saft gegossen. Diese Mischung umgiebt man nun mit einer Hülle von Bananenblättern und legt sie auf heiße Kohlen. Die werden sowohl unter als neben und über dem Gerichte stetig erneuert und legetes, wenn seine äußerste Hülle zu verkohlen beginnt, wird es mit neuen Bananenblättern umgeben. Auch die Schmelzhaftigkeit dieses Gerichts wird gerühmt. —

Nachdruck des Inhalts verboten!